Der Anzeiger.

Grand Island, - Nebraska.

Der verkannte Diplomat.

Dem Grafen Julius Andrassy ist neulich eine recht fatale Verwechslung passiert. Zu den vielen Fremden, welche sich zur Zeit des Krönungsjubiläums in der Haupt- und Residenzstadt Budapest befanden, gehörte auch der berühmte Londoner Herrenschneider Grant. Man muß nämlich wissen, daß in der Herstellung von Herrenröcken Paris den ersten Rang in der Welt einnimmt, während es die englischen Schneider sind, welche die besten Beinkleider machen, und unter diesen ist es wieder der Londoner Schneider Grant, der einen Weltruf besitzt, so daß er von Zeit zu Zeit die europäischen Hauptstädte besucht, um die Verbindung mit seinen Kunden aufrechtzuerhalten. Als Graf Andrassy von der Ankunft des berühmten Schneiders in Budapest hörte u. zugleich erfuhr, daß derselbe im Hotel Hungaria wohne, schickte er ihm seine Karte, in welcher er seinen Besuch erbat. In der „Hungaria" war aber gleichzeitig auch ein zweiter Grant abgestiegen, der in der Suite des Kaisers gekommen und Gesandter der Vereinigten Staaten war, und da derselbe bekannter war, als der Schneider, konnte nichts natürlicher sein, als daß der Portier dem Gesandten die für den Schneider bestimmte Karte übergab. „Das muß eine Dame sein," meinte der überraschte Gesandte. „Gyular heißt offenbar auf ungarisch Julia." Graf Kalnoky aber, den er zu Rathe zog, riß ihn aus seinem Irrthum und sagte ihm, daß das keine Dame, sondern der ausgezeichnete Sohn eines ausgezeichneten Vaters und selbst noch zu einer großen Zukunft berufen sei. Mr. Grant warf sich also in einen Wagen und fuhr nach dem Palais Andrassy. „Ich bin Grant," sagte er, als er vor dem Grafen stand, und streckte ihm die Hand entgegen. Der Graf, ein bekannter Parlamentarier, ist jedenfalls ein großer Demokrat, aber der Umstand, daß die Londoner Schneider ihren Kunden die Hand reichen, befremdete ihn einigermaßen. „Haben Sie Stoffmuster mitgebracht?" fragte er endlich. — „Was für Stoffmuster?"—„Nun, für die Hosen, und das Maß?" — „Von was für Maß sprechen Sie?" fragte der Gesandte.—„Nun, Sie werden mir doch wohl das Maß nehmen!" rief Graf Andrassy ungeduldig.—„Fällt mir gar nicht ein, Ihnen daß Maß zu nehmen. Was geht mich Ihr Maß an?" entgegnete Grant mit echt amerikanischer Derbheit. „Warum haben Sie sich denn herbemüht?"?—„Weil Sie mir Ihre Visitenkarte geschickt haben."—„Seltsam, und jetzt wollen Sie mir keine Kleider machen?"—„Ich habe noch nie Kleider gemacht!" Graf Andrassy staunte immer mehr, endlich sagte er: „Sie sprechen offenbar aus Bescheidenheit so, lieber Meister. Wer hat denn dem Grafen Festetics und Alexius Nopsa die Hosen gemacht?"—„Wie soll ich das wissen? Ich kenne diese Herren gar nicht und habe auch noch nie eine Nadel in der Hand gehabt."—„Wer sind Sie also? Ist nicht Grant Ihr wirklicher Name?"—„Ich habe keinen andern."—„Dann sind Sie also doch der berühmte Schneider!" — „Weder berühmt, noch Schneider; ich bin der amerikanische Gesandte." Tableau!

Französische Canadier in den Ver. Staaten.

Dr. Prosper Bender bespricht in der Juli-Nummer des „New England Magazine" die starke Einwanderung von französischen Canadiern in die Vereinigten Staaten während der letzten dreißig Jahre; nach seiner Angabe giebt es allein in den Neuengland-Staaten heute wohl 500,000 davon und im ganzen Gebiet der Union über 800,000. Im Hinblick auf diese bedeutenden Zahlen muß es wunderbar erscheinen, daß zur Zeit der Angliederung Canada's an England die Gesammtzahl der französischen Canadier sich nur auf 65,000 belief; eine irgendwie bedeutende Einwanderung hat nicht stattgefunden, da erstlich einmal Franzosen überhaupt selten auswandern, dann aber Canada für sie jedes Interesse verloren hat, seit es unter englischer Controlle steht. Trotzdem leben außer jenen 800,000 noch 1,700,000 französische Canadier in der Dominion selbst; das ist eine ganz außerordentliche natürliche Zunahme und um so bemerkenswerther, als die Bevölkerung Frankreichs bekanntlich trotz der geringen Auswanderung eher abnimmt, als wächst. In der That sind französisch-canadische Familien mit zwölf bis fünfzehn Kindern etwas ganz Gewöhnliches; und weil es in Bezug auf Kindersegen mit den Neuengländern nur sehr schwach bestellt ist, so fürchtet man allen Ernstes, die „Eindringlinge" würden nach und nach die eingeborenen, blau- und dickblütigen Yankees ganz und gar verdrängen, was freilich kein so furchtbares Unglück wäre. Wie sich aus einer Zusammenstellung von „Le Guide Francais des Etats Unis" ergiebt, sind die französischen Canadier in den Vereinigten Staaten ein äußerst fleißiges und strebsames Bevölkerungselement; sie eigenen Grundbesitz im Werthe von $105,328,500 und 10,696 unter ihnen betreiben selbstständig Geschäfte. Man findet unter ihnen Farm- und Fabrikarbeiter, Holzfäller und Handwerker; in den Städten sind sie auch nicht selten Verkäufer, Schreiber und dergleichen. Was Politik anbelangt, so sind die Meisten Republikaner, doch bekennen sich auch Viele zur demokratischen Partei; sie sind sehr conservativ, verabscheuen radikale Maßnahmen irgend welcher Art, und sind Feinde von Streikes und Geheimgesellschaften.—Ehescheidungen sind ihnen ein Greuel. Die französischen Canadier schließen sich keineswegs gegen das Amerikanerthum ab, wie das unter anderen Franzosen, vorkommt; von 45 Naturalisationsgesellschaften wird eifrigst unter ihnen dahin gearbeitet, daß jeder Eingewanderte so früh, wie es das Gesetz zuläßt, Bürger der Vereinigten Staaten werde, eine Einrichtung, die wohl verdienen, von Deutsch-Amerikanern nachgeahmt zu werden. Alles in Allem genommen bilden sie ein ganz vorzügliches Element der amerikanischen Einwanderung.

Zur Kirchenstatistik in den Ver. Staaten.

Zufolge eines der neuesten Bulletins des Censusamtes zählt die römisch-katholische Kirche nebst verwandten Confessionen, wie die griechisch-katholische, russisch-orthodoxe, griechisch-orthodoxe, armenische Kirche 2c. 10,266 Gemeinden mit 6,276,499 Mitgliedern. Davon entfallen auf die römisch-katholische Kirche 10,221 Gemeinden und eine Mitgliederzahl von 6,250,045. Die katholische Kirche ist in jedem Staat und Territorium der Union vertreten und bildet Gemeinden in 1993 der 2616 Counties, einschließlich Alaska und dem Distrikt Columbia. Am stärksten ist die katholische Confession in New York; dieser Staat hat 9.38 Procent der Gemeinden und 18.45 Prozent der Gesammtmitgliederzahl aufzuweisen. Nach New York folgen Illinois, Pennsylvania, Wisconsin und Massachusetts. New York, Illinois, Pennsylvania und Wisconsin besitzen 28.83 Procent aller katholischen Gemeinden; New York, Massachusetts, Pennsylvania und Illinois repräsentiren 44.68 Procent der gesammten katholischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Das Gesammt-Kirchen-Vermögen der katholischen Kirche beläuft sich auf $118,375,852, oder $18.95 pro Kirchenmitglied. Der Durchschnittswerth der Kirchengebäude beläuft sich auf $11,567 und die Gemeinden haben eine durchschnittliche Mitgliederzahl von je 611. Selbstverständlich sind bei der Angabe der Zahl von Mitgliiedern, Kinder, welche noch nicht communiciren, ausgeschlossen. Die lutherische Confession in den Vereinigten Staaten zählt vier Centralkörper und zwölf unabhängige Synoden nebst einer Anzahl unabhängiger Gemeinden. Die ersten Lutheraner kamen in 1623 von Holland nach Amerika. Bis 1748 kamen die einzelnen Gemeinden zerstreut; in dem genannten Jahre ward die erste lutherische Synode organisirt. Zur Zeit haben die Lutheraner 8428 Congregationen mit 1,199,514 Mitgliedern. Sie besitzen 7849 Kirchen und das Kirchenvermögen repräsentirt die Summe von $34,218,234 oder 28.53 pro Kopf. Die durchschnittliche Mitgliederzahl der Congregationen beträgt 142, der Durchschnittswerth der Kirchengebäude $4360. Von den Congregationen sind 31.77 Procent und von der Gesammtmitgliederzahl 38.43 Procent deutscher Nationalität; englisch 21.84 Procent der Congregationen und 16.84 Prozent der Mitgliederzahl; deutsch-englisch 14.17 Procent der Congregationen und 19.18 Procent der Mitglieder. Das übrige Viertel der Congregationen mit gleichfalls einem Viertel der Mitgliederzahl vertheilt sich auf Norweger, Schweden, Dänen und Finnländer. Unter den englischen Lutheranen sind die alten holländischen Congregationen eingeschlossen. Die Staaten Wisconsin, Illinois und Minnesota weisen 44.21 Procent der Congregationen und 51.35 Procent der Gesammtmitgliederzahl der lutherischen Confession auf.

Vom Sonnenstich.

Sonnenstich wird durch übermäßige Hitze und hauptsächlich durch schwüles Wetter erzeugt und tritt gewöhnlich am zweiten, dritten oder vierten, selten am ersten Tage einer heißen Periode ein. Schlaflosigkeit, Aufregung, Schwäche, übermäßiger Genuß von Spirituosen u. enge, dumpfe Schlafzimmer machen dafür empfänglich. Hauptsächlich werden Diejenigen davon betroffen, die in der Sonne arbeiten, insbesondere in der Zeit von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags. Man trage an heißen Tagen dünne Kleidung, halte sein Schlafzimmer so kühl als möglich und vermeide den Abbruch von Schlaf und alle unnöthige Anstrengung. Wer in der Sonne zu arbeiten hat, trage eine leichte schattenspendende Kopfbedeckung, die den Zutritt von Luft nicht ausschließt, lege sich der Vorsicht halber ein Krautblatt oder dgl. auf den Kopf und erfrische sich von Zeit zu Zeit durch einen kühlen Trunk, hüte sich aber vor dem Genuß von allzuviel Eiswasser. Wer innerhalb des Hauses bei künstlich erzeugter Hitze (Wäschereien, Küchen, Fabriken u.w.) beschäftigt ist, sehe darauf, daß die Räumlichkeiten gut ventilirt sind. Verspürt man ein Gefühl von Ermatturg, Schwindel, Kopfweh oder Erschöpfung, so höre man augenblicklich zu arbeiten auf, lege sich an einem schattigen und kühlen Platze nieder, wechsele die Kleider und benetze den Kopf und das Genick mit kaltem Wasser. Wird Jemand von der Hitze übermannt, so lasse man sofort einen tüchtigen Arzt rufen und gebe mittlerweile dem Patienten kaltes Wasser oder schwarzen Thee, oder kalten Kaffee zu trinken, wenn derselbe noch schlucken kann. Ist seine Haut heiß und trocken, so wasche man den Körper und die Gliedmaßen mit reinem, kaltem Wasser und lege ihm Eis, in ein Handtuch oder sonst ein Stück Zeug eingewickelt, auf den Kopf. Ist im Augenblick kein Eis zur Hand, so lege man dem Patienten ein Tuch auf den Kopf und gieße kaltes Wasser darauf, ebenso auf den Leib. Ist er blaß und ohnmächtig oder schlägt der Puls schwach, so lasse man den Kranken einige Sekunden lang Ammoniak einathmen, oder reiche ihm einen Theelöffelvoll Salmiakgeist in zwei Eßlöffelvoll Wasser mit etwas Zucker.

Landwirthschaftliches.

Das Füttern der Pferde.

Im Nachstehenden sind einige Regeln wiedergegeben, die ein erfahrener Pferdezüchter bei Fütternng seiner Pferde stets zu beobachten pflegt:

1. Füttere reichlich im ersten Lebensjahre. Die Füllen nehmen in diesem Alter an Körpergewicht und Höhe ebensoviel zu, als in den übrigen Entwickelungsjahren zusammengenommen. Wenn die zum Wachsthum nöthigen Stoffe aber im Futter nicht geboten werden, leidet die Entwickelung. Versäumnisse in dieser Zeit lassen sich nicht wieder gut machen.

2. Füttere öfters und regelmäßig, um Verdauungsstörungen zu verhüten. Der Pferdemagen ist verhältnißmäßig klein; er faßt beim mittlgroßen Reitpferd nicht viel mehr, als der Magen eines großen Hundes. Namentlich müssen die Füllen öfters gefüttert werden.

3. Füttere nicht nur kräftig während des starken Gebrauches, sondern auch längere Zeit vor demselben.

4. Füttere nicht stark unmittelbar vor starker und rascher Arbeit. Das Pferd arbeitet wohl mit dem Futter des Tages zuvor, aber nicht mit dem Futter des Tages. „Das Morgenfutter findet man im Mist, das Abendfutter im Kreuz, in den Muskeln der Pferde", darum gebe man das Kraftfutter in der Hauptsache, also etwa zu ⅔ des Abends nach der Arbeit. Es wird dann während der nächtlichen Ruhe gut verdaut und assimilirt. Mangelhaft ist die Verdauung, wenn das Pferd nach der Aufnahme von Kraftfutter gleich zu starker und schneller Arbeit herangezogen wird.

5. Je raschere Arbeit verlangt wird, desto konzentrirter muß das Futter sein.

6. Für edle Reit- und Kutschpferde muß Hafer das Hauptfutter bilden.

7. An langsame Schrittpferde kann man vortheilhaft voluminösere Futtermittel, Wurzelgewächse und auch mancherlei Fabrikabfälle füttern.

8. Sehr bewährt haben sich als Futter für sämmtliche Dienstleistungen: Pferdebohnen, Erdnußkuchen, Malzkeime und getrocknete Biertreber. In der vielfach beliebten Maisfütterung können wir bei verhältnißmäßig hohen Preisen dieses Futtermittels einen Vortheil nicht erblicken. Auch bei Fütterung des edlen Pferdes kann ein Theil des Hafers durch diese billigeren Futtermittel ersetzt werden. Wir haben seit vielen Jahren die halbe Haferration durch Erdnußkuchen bester Qualität ersetzt.

9. Grünfutter muß stets vor dem Kraffutter und letzteres auch nicht gemischt mit ersterem verabreicht werden; größere Mengen Wasser nach Aufnahme von Hafer würde eine Fortspülung des Hafers nach dem Dünndarm zur Folge haben.

10. Für Pferde mit normalem, gutem Gebiß und unter der Voraussetzung, daß die Nahrung gesund ist, sind Zubereitungen der Futtermittel nicht nur unnöthig, sondern meistens nachtheilig. Besonders sei gewarnt vor Naßfüttern, Einweichen oder gar Dämpfen und Kochen des Futters uud vor dem Schroten des Hafers.

Die broncefarbigen Puter.

Die broncefarbigen Puter sind die beste Art Puter für die Farm, und wo man nicht zu nahe bei Nachbarn wohnt, können dieselben mit Leichtigkeit gezüchtet werden, besonders da, wo man eine große Viehweide besitzt. Die jungen Putküken lieben es, dem Vieh zu folgen und das aufgejagte Gewürm zu fangen welches ihnen Nahrung bietet. Man muß nur verhüten, daß sie nicht in der Jugend naß und kalt werden, da sie dieses nicht vertragen können. Der Hahn dieser Art sollte einen langen breiten Kopf, einen starken, gut gravirten Schnabel von Hornfabe, dunkel am Kopf und heller nach der Spitze, dunkele haselbraune Augen, einen langen krummen Hals, einen gebogenen Rücken vom Hals bis zum Schweif, eine breite volle Brust, einen langen Körper, ziemlich tief nach der Mitte desselben, einen ausgewachsenen Schweif, lange starke Beine und Schenkel haben.

Der Kopf und die Ohrlappen sollten voll hellrother Farbe sein, die Halsfedern von brillanter Broncefarbe, die Rückenfedern wie geschwärztes Gold, jede Feder eingefaßt mit Schwarz über den Enden, die Brustfedern broncefarbig, etwas dunkel, und der Körper schwarz mit Broncefarbe schattirt. Die Flügelfedern haben eine verschiedenartige Farbe. Die Hauptfarbe ist schwarz mit einer bronce-farbigen Bekleidung und zeigt eine wunderschöne Farbe von Grün und Bronce im Sonnenlicht. Die Hauptfedern in den Flügeln zeigen öfters etwas Weiß, aber dieses soll nicht sein, und je weniger zu sehen ist, desto besser.

Die Schweiffedern sollten schwarz sein mit hellbraunen Flecken, welche weiter am Ende mit einem breiten schwarzen Streifen mit einer grauen Besetzung begrenzt werden; die Hauptfedern sind von Broncefarbe. Die Beine bei jungen Putern sind beinahe schwarz, aber wenn sie älter werden, erhalten dieselben eine Fleischfarbe.

Die Henne ist dem Hahn ähnlich, nur ist die Farbe nicht so brillant und im Allgemeinen sind die Federn mehr mit Grau besetzt. Während der Brutzeit ist die Farbe des Hahns am schönsten, aber im Herbst wird die rothe Farbe blau. Die Brust ist der schönste Körpertheil an dem Gefieder und sollte frei von weißen Federn oder Flecken sein. Wenn dort Weißes vorgefunden wird, führt dieses leicht zu dem Glauben, daß die Art nicht echt ist und mit einer anderen Art vermischt wurde, überhaupt die Narragansett, eine Kreuzung, welche nicht übel ist, weil sie die werthvollsten Puter für den Tischgebrauch liefert.

Feinde des Obstbaus.

Die Raupen gehören zu den gefährlichsten Feinden des Obstbaus. Sie zerstören nicht nur die Blüthe, und damit die ganze Ernte, sondern auch die Blätter. Es giebt der Obstbaumraupen so viele verschiedene Sorten, sie erscheinen in so großen Massen, sie vollziehen ihr Zerstörungswerk in so mannigfacher Weise, daß der Baumzüchter ihnen fast rathlos gegenüber steht. Nur der angestrengten Wachsamkeit, der unermüdlichen Thätigkeit wird es gelingen, den Schaden einigermaßen in Schranken zu halten.

Viel leichter würde dem Menschen der Sieg über diese seine Feinde, wenn er nicht in unbegreiflicher Verblendung die ihm zugesellten Bundesgenossen, die Insekten fressenden Vögel, mit blinder Wuth verfolgte.

In unsäglich roher Weise werden von kleinen und halb erwachsenen Buben alljährlich viele Hunderttausende der werthvollsten Vogelleben zerstört, oft ohne jeden anderen Zweck, als die Befriedigung der scheußlichsten Mordlust. Das Raubthier tödtet seine Beute, weil sie ihm zur Nahrung dient. Der Mensch vergießt das Blut der nützlichen Geschöpfe, nur um seine Mordlust zu befriedigen. Die durch Pulver und Blei erlegten beflügelten Bewohner von Wald und Flur werden einfach bei Seite geworfen.

In höchst beunruhigender Weise hat die brutale Tödtung der Beschützer unserer Obstgärten an Umfang gewonnen, seit herz- und kopflose Weiber im sclavischen Frohndienste der Tyrannin Mode ihre Kleider und Hüte mit Vogelleichen schmücken. Die Eitelkeit bleibt kalt bei den Klagen der Gärtner und Landleute, die ihrer treuer Bundesgenossen im Kampfe gegen das Ungeziefer beraubt, verzweiflungsvoll und händeringend die Verwüstung ihrer Felder und Gärten beklagen.

Es ist begreiflich, daß der Kampf gegen die verschiedenen Sorten von Baumraupen der besonderen Lebensweise derselben angepaßt werden muß.

Die Raupen, welche in ihren Nestern überwintern, sind in Form von zusammengesponnenen, wasserdichten Blattbüscheln an den Obstbäumen, an Sträuchern und Hecken zu finden. Die Vertilgung dieser Nester fällt in die Zeit vom Monat November bis zum Februar. Die leicht sichtbaren, an einzelnen Zweigen festgesponnenen Nester werden mit einem kleinen Zweigtheil abgeschnitten, gesammelt und verbrannt. Zum Abschneiden bedient man sich der an einer langen Stange befestigten Raupenscheere.

Die Vertilgung solcher Raupen, welche im Frühjahr oder Vorsommer in Gespinnsten leben, geschieht entweder mittelst einer Raupenfackel, durch einen Pulverschuß, oder durch Bespritzung mit Insektengift.

Gegen die zeitweise in Gesellschaft lebenden Raupen geht man am besten vor, so lange sie noch gesellig leben, das ist in den Monaten Mai und Juni. Man sammelt und verbrennt sie.

Schon die Verschiedenheit in der Lebensweise der einzelnen Raupenarten macht es erklärlich, daß es nicht wohl ein allgemeines Mittel zur Abhaltung und Tilgung derselben geben kann. Offenbar ist ferner, daß man nur dann durchgreifenden Erfolg erwarten kann, wenn die sämmtlichen Bewohner einer Gegend den Kampf mit den Unholden aufnehmen.

(„Amerika.")

Der Ex-König Milan hat als Pariser Boulevardier mehr Glück denn als Beherrscher der Serben. Fortuna lächelt ihm unausgesetzt sowohl am grünen Spieltisch, als auch auf den grünen Fluren des Rennfeldes von Longchamps. Beim Grand-Peix hat der Graf von Tokowo, wie aus Paris berichtet wird, die Kleinigkeit von 70,000 Francs auf „Rucil" gewonnen und auch kürzlich schien ihm eine „Kombination" auf dem Rennplatze gelingen zu sollen. Graf de Takowo wettete mit einem Buchmacher, indem er vier Pferde bezeichnete, die in den verschiedenen Rennen gewinnen sollten. Der Buchmacher Mothyssen nahm die Wette zu 30:1 an und hätte also dem Ex-König die runde Summe von 150,000 Frs. für den gemachten Einsatz von 250 Louisdors auszahlen müssen. In den drei ersten Rennen kamen wirklich die von dem Grafen von Tokowo angegebenen Pferde an, und da verfiel der Buchmacher, dem es um sein Geld bangte, auf die Idee, das vierte Pferd, auf das sein Partner gewettet hatte, vor dem Rennen für 25,000 Frcs. anzukaufen und so den schweren Verlust zu vermeiden. Der Graf de Takowo zeigte sich über den Streich höchst ungehalten und hat dabei die Spitzen der Pariser Sportswelt für sich, welche die Handlungsweise des Buchmachers scharf rügen.

Die Wahrheit über die Schlangenbisse in Indien.

Alljährlich werden von der indischen Regierung Erhebungen über die Anzahl der Todesfälle durch Schlangenbiß angestellt, deren entsetzliche Ergebnisse in der ganzen Welt berechtigtes Aufsehen erregen. Sollen doch nach diesen Ermittelungen jedes Jahr in Indien mehr als 20,000 Menschen den Giftschlangen zum Opfer fallen! Noch in der zweiten Auflage von „Brehm's Thierleben" wird diese „Thatsache" als ein Beweis für die Richtigkeit der schon zu den Zeiten der Römer ausgesprochenen Behauptung angesehen, daß die Giftschlangen in Indien zu den furchtbarsten Plagen zählen, und hervorgehoben, daß ihnen gegenüber Tiger, Panther und Wölfe zu harm- und bedeutungslosen Wesen herabsinken. Inzwischen sind aber unter den Sachverständigen Zweifel an der Zuverlässigkeit jener amtlichen Angaben aufgetaucht, und diese Zweifel verdichten sich in dem soeben erschienenen, von Professor O. Böttger und Professor Pechuel-Lösche bearbeiteten siebenten Bande der neuen (3,) Auflage von „Brehm's Thierleben" zu entschiedenem Widerspruch. Die ganze Schlangenbiß-Statistik erscheint im Lichte dieser Beurtheilung nur als ein großartiges Truggebilde. Es wird darauf hingewiesen, daß zahlreiche anerkannt tüchtige und zuverlässige Männer, die als Beobachter und Jäger mit den Wildnissen Indiens gründlich vertraut geworden sind, ganz und gar nicht Mittheilungen zu machen haben, welche jene amtlicher Angaben auch nur im Geringsten zu bestätigen vermöchten. Die meisten Jäger halten es gar nicht für der Mühe werth, von Schlangen und den von ihnen drohenden Gefahren zu sprechen. Forsyth erwähnt blos beiläufig, daß er selbst von seinen Hunden nicht einen einzigen durch Schlangenbiß verloren habe. R Garbe erzählt, daß er zwar kurz vor seiner Landung einige Giftschlangen gesehen habe, daß aber dann über ein Jahr vergangen sei, ehe er bei seinen Streifereien wieder einmal einer Schlange begegnete, die er auch mit dem Stocke erschlug.

Auch die Mittheilungen aus anderen tropischen Ländern, die eine gleiche oder doch sehr ähnliche Schlangenwelt wie Indien beherbergen, sprechen gegen die Richtigkeit jener Zahlen. Hielten sich diese in den Hunderten, so würde uns vielleicht kein Bedenken aufsteigen und kein Zweifel stören Wenn wir aber durch O. Mohnike und Andere hören, daß man auf ganz Java und auch auf Sumatra nur selten, im Jahre höchstens nur von ein paar Todesfällen an Schlangenbiß Kunde erhält, daß manche Aerzte, die sorgfältig darauf achten, mit Mühe ein Dutzend für ein ganzes Jahr zusammenzurechnen im Stande waren, daß in Cochinchina und Cambodscha Menschenverluste infolge von Vergiftung durch Schlangen von G. Tirant geradezu selten genannt werden, so müssen wir stutzig werden und uns fragen, was die Veranlassung zu solch unglaublichen Verlustziffern gerade in Britisch-Indien gegeben habe und noch geben möge. Und da erfahren wir denn von Kennern der dortigen Zustände, daß den Giftschlangen nahezu jeder Menschenverlust, namentlich alle Kindesmorde, die schreckenerregend häufigen Selbstmorde der Wittwen, ja so ziemlich Alles zur Last gelegt wird, was das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen gerechte Ursache hat; daß ferner den Steuereintreibern Personen als todt angemeldet werden, die nachher ganz munter aus ihren Verstecken hervorkommen und daß endlich durch die Art der Zusammenstellung von unzuverlässigen eingeborenen Beamten, welche, die Tragweite ihrer leichtsinnigen Handlungsweise nicht übersehend, sich nicht scheuen, ganz willkürlich erfundene Zahlen auf das Papier zu setzen, die Richtigkeit der von der Regierung auf Treu und Glauben hingenommenen Zahlenangaben vollkommen erschüttert wird.

Wollte oder könnte man in anderen, von Giftschlangen heimgesuchten Ländern ähnliche Nachforschungen anstellen, man würde, wenn auch nicht zu gleichen, so doch zu annähernd ähnlichen Ergebnissen wie auf Java gelangen. Was namentlich Afrika betrifft, so steht eine auf das Land der Baschilange in Mittelafrika bezügliche Mittheilung Wißmanns, die als Gegenbeweis angeführt werden könnte, ganz vereinzelt da Monteiro weiß aus der Südhälfte Niederguineas gar nichts über dergleichen Unglücksfälle zu erzählen. Drayson findet es aber sehr auffallend, daß man in Südafrika so selten von einem wirklichen Schlangenbiß höre; Selous, Sir James Alexander, Hans Schinz und viele Andere berichten nichts Gegentheiliges. P. Hesse bezeichnet es als wunderbar, daß in dem schlangenreichen unteren Kongogebiet so selten Menschen von Schlangen gebissen werden, zumal die Eingeborenen keinerlei Fußbekleidung tragen; während seines dreijährigen Aufenthalts am Kongo ist Hesse nur ein einziger sicherer Todesfall durch Schlangengebiß bekannt geworden. Ganz ähnlich äußern sich Büttikofer über Liberia, Falkenstein über Tschintschotscho, und Pechuel-Loesche über Loango, das Kongogebiet und Südwestafrika.

Ueber Brasilien sagt u. A Tschudi: „Aus dem von mir über Giftschlangen Mitgetheilten darf nicht die Folgerung gezogen werden, daß man auf jedem Spaziergange Gefahr läuft, von einer solchen verwundet zu werden, und daß ein Ausflug in die Urwälder ein steter Kampf mit Surukukus und Schararakas sei. Die lebhafte Phantasie einiger Reisender hat den Pinsel in viel zu grelle Farben eingetaucht; aber es ist doch immerhin ganz richtig, daß in Brasilien Giftschlangen sehr häufig vorkommen und alljährlich durch ganz Brasilien ihnen Hunderte von Menschen zum Opfer fallen."

Ueber die Verhältnisse in Australien, dessen Schlangenwelt zum überwiegenden Theile aus giftigen Arten besteht, ist so viel sicher, daß trotz der großen Anzahl von Giftschlangen nach Arten wie nach Stücken die Zahl der Unglücksfälle noch nicht den zehnten Theil der angeblichen Verluste in Indien erreicht.

Gasthaus von Räubern überfallen.

In Magnolia, einem zwanzig Meilen von Hennepin in Illinois belegenen Dorfe, wurde in der Nacht vom 28. Juni, wie die „Illinois Staatgzeitung" berichtet, das einzige dort vorhandene Gasthaus, das „Magnolia House", von fünf Räubern in einer äußerst verwegenen Weise ausgeplündert. Es beherbergte in der genannten Nacht zwölf Gäste, darunter den prohibitionistischen Kandidaten für das Gouverneusamt von Missouri, John Sobeoski. Kurz vor Mitternacht stiegen fünf verlarvte und mit Flinten bewaffnete Räuber durch ein Hinterfenster in das Haus ein. In dem Stockwerk zu ebener Erde schliefen der Wirth Jacob Williams, dessen Frau, ein gedungener Arbeiter und drei weibliche Dienstboten. Die Räuber, welche offenbar mit der Oertlichkeit genau bekannt waren, drangen zunächst in das Zimmer der Williams'schen Eheleute, banden und knebelten sie und bemächtigten sich ihres Geldes und ihrer Werthsachen, ehe sie Lärm machen konnten. Dann wurden der Arbeiter und die Dienstmädchen geweckt und durch Androhung von Waffengewalt zum Schweigen gebracht. Einer der Räuber wurde als Wächter bei ihnen zurückgelassen, während die übrigen vier im Oberstock die Zimmer, in denen die Gäste schliefen, aufsuchten. Dieses Stockwerk wird von einem Flur von einem bis zum anderen Ende durchschnitten. Zwei Räuber nahmen an dem oberen Ende des Flures Stellung, während die beiden anderen mittels Nachschlüssel in die Zimmer drangen, die Schläfer weckten und sie mit vorgehaltenem Gewehr zum Aufstehen zwangen. Demnächst wurden die noch schlaftrunkenen Leute in dem Flur in einer Reihe aufgestellt, während die an dem oberen Ende befindlichen Räuber ihre Gewehre im Anschlag hielten und jenen geboten, still zu stehen und zu schweigen. Bei dem Dämmerlichte einer halberloschenen Kohlenöllampe vermochten die Ueberfallenen zu erkennen, daß die Räuber verlarvt und in Hemdsärmeln und daß drei Männer, der vierte ein junger Bursche waren. Die beiden Hauptleiter des Unternehmens durchsuchten dann in voller Gemächlichkeit die Gastzimmer nach Beute, nahmen Geld und Werthsachen im Betrage von $1200 mit sich und verschwanden. Bald darauf folgten ihnen die beiden Wachen. Von den Beraubten ermannte sich der obenerwähnte Gouverneurskandidat der missourischen Prohibitionisten, Sobeoski, zuerst und forderte seine Leidensgenossen zur Verfolgung der inzwischen davongerittenen Räuber auf. Auf die ablehnende Antwort der Anderen warf Sobeoski sich auf ein Pferd und jagte allein den Räubern nach. Kurz nach Tagesanbruch holte er auch drei von ihne in einer Schlucht ein und schoß sich mit ihnen herum, doch wurde weder er noch einer der Räuber erheblich verwundet, wohl aber wurde sein Pferd erschosse und dieses fiel auf ihn, sodaß er den Kampf nichl fortsetzen konnte. Inzwischen machten sich die Räuber wieder auf die Flucht und Sobeoski mußte den Weg nach Magnolia zu Fuß zurücklegen. Er machte den Behörden von dem Vorfalle Anzeige, gab ihnen auch eine oberflächliche Beschreibung der Räuber und setze seine Reise zum Nationalkonvent nach Cincinnati fort. Der Sheriff Johnson, welcher mit fünfzehn Gehilfen nach den Räubern sucht, hat wenig Hoffnung, sie zu entdecken.

Die Farmer von Kansas finden es äußerst schwierig, die für das Einheimsen des außerordentlich großen Getreidesegens nöthigen Feldarbeiter zu finden. Das Schneiden des Weizens im Staat steht nahe bevor, aber trotzdem Farmer für die Dauer der Erntezeit $2—$3 pro Tag nebst Beköstigung anbieten, können sie nicht Arbeitskräfte genug finden. Die diesjährige Weizenernte von Kansas wird weit reichlicher ausfallen, als die vom Vorjahre, welche sich auf 54,055,000 Bushel bezifferte. Im Ganzen wird die diesjährige Ernte in Kansas an Weizen und anderen Cerealien gegenwärtg auf 200 Millionen Bushel veranschlagt.

Aus dem Gerichtssaal. Richter (zum Angeklagten, der wegen wiederholten Einbruchdiebstahls zu 2 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde): Haben Sie noch was zu bemerken?

Angeklagter: Der Herr Staatsanwalt und der Herr Vertheidiger haben mich mit ihrem Hin- und Herstreiten so confus gemacht, daß ich jetzt selber nicht mehr weiß, ob ich schuldig bin oder unschuldig!

Der witzige Schusterjunge. Rentier Mayer und Rentier Cohn gerathen auf der Straße in Wortwechsel, der schließlich in Thätigkeiten ausartet.

Schutzmann: „Was ist hier los?"

Schusterjunge: „Zwei wild gewordene Rennthiere!"